

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 92. Bydgoszcz / Bromberg, 23. April 1938

Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain

(15 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als ten Zerkaulen geendet hatte, brach es grimmig aus ihm heraus:

„Schafsköpfe – die hochwohllöblichen Ratsherren von Amsterdam. Der Rembrandt hat natürlich recht: die Leute haben keine Ahnung von der Größe seiner Kunst. Und es war nicht die Art korrekter Kaufherren, dem armen Rembrandt einfach seine ehrlich verdienten Gulden vorzuenthalten. Ich verstehe seinen Zorn sehr gut. Künstler sind Menschen, anders zu bewerten und zu behandeln als Krämer, Bürger und Bauern. Über die Vermeulens kein Wort! In Dingen der Liebe werden die Menschen zu Engeln oder zu Bestien. Es ist eine alte Geschichte. Der Justus Vermeulen wird seiner Strafe nicht entgehen. Aber damit rettet man ja nicht die Saskia van Uylenburgh."

Der Fürsten Gesicht verfinsterte sich.

Der Bürgermeister sagte behutsam:

„Der Magister Solbakken, den ich heute zufällig sprach, meinte, es gäbe vielleicht noch eine Möglichkeit, die Jungfer Saskia den Krallen des drohenden Todes zu entreißen. Eine einzige Möglichkeit –"

„Und die wäre?"

Der Fürst sah ihn durchdringend an.

„Saskia ruft nach Rembrandt in den steten Gluten des Fiebers – so hörte ich –"

„Den habt Ihr ja festgesetzt", stieß Hans Friedrich hervor. „Aber nein –"

Sein Gesicht hellte sich auf.

ten Zerkaulen fuhr fort:

„van Uylenburgh hat den Doktor ausgelacht, als er von dieser Möglichkeit sprach –"

Der Fürst sprang erregt vom Stuhl auf.

„Der Narr! Kaufherrenstolz ist gut. Ich lobe mir die niederländischen Kaufherren, die sich ihrer Würde und ihres Wertes bewußt sind. Aber der Stolz darf nicht zu närrischer und gefährlicher Eitelkeit ausarten. Dann wird aus Sinn – Unsinn, und der ehrsame Kaufmann zum Spott der Gerechten. Bürgermeister, man muß alles versuchen, um die Jungfer Saskia zu retten, wenn irgendeine ferne Möglichkeit dazu vorhanden ist."

Er stampfte mit dem Degen auf.

„Mir scheint, ich kam vielleicht noch im letzten Augenblick, um eine verfahrene Sache in's rechte Geleis zu bringen. Gott gebe, daß es noch nicht zu spät ist."

ten Zerkaulen zupfte und zog vor Aufregung, wie es seine Art war, an den Enden seines Schnurrbarts, daß sich die Haare förmlich sträubten.

„Was wollt Ihr tun, Hoheit?"

Der Fürst ging einige Schritte auf und ab. Hier gab es nicht viel Zeit zu verlieren, das merkte er nur zu gut. Es tat auch not, daß endlich einmal ein frischer, kräftiger Windzug durch Amsterdam wehte, man schien hier ein bißchen langsam geworden zu sein. Die Perücken schienen Staub angesetzt zu haben!

Breitbeinig stellte er sich vor ten Zerkaulen auf. Den Degen vor sich aufgestemmt. Ernst und dennoch ein bißchen jungenhaft. Seine hellen strahlenden Augen bohrten sich in den Blick des andern ein.

„Magnifizenz, wollt Ihr mich begleiten?"

Das nennt man einen Befehl, dachte ten Zerkaulen ergeben, natürlich muß ich ihn begleiten.

Er neigte ein wenig den Kopf. Er konnte sich einer stummen Bewunderung vor der zielbewußten und gütigen Art des Fürststatthalters nicht erwehren.

„Hoheit wissen, ich bin Euer ergebener Diener. Wollet mir sagen, wohin ich Euch begleiten soll!"

„Erratet Ihr's noch nicht?"

Der Fürst streckte die schlanke, wohlgebaute Gestalt. Ein feines Lächeln glitt über sein Gesicht und erhellte es auf eine knabenhafte und wunderbare Weise.

Der Bürgermeister sah unsicher drein.

„Ich weiß nicht, Hoheit –"

Jener lachte kurz auf.

„In den Schuldturm, Magnifizenz! Just in den Schuldturm! Ich habe mit meinem jungen Freund Rembrandt zu sprechen. Es dürfte höchste Zeit dazu sein. Wollet Ihr dessen Zeuge sein, Herr Bürgermeister." –

XVII. Kapitel.

Ein einfacher, kahlwandiger Raum, an dessen Wände so manche Häftlinge ihre spöttischen, galgenhumoristischen oder resignierten Stoßseufzer geschrieben hatten. Durch das vergitterte Fenster konnte man über die Giebel der Stadt zum Hafen sehen, wo das blaue Meer und der blaue Himmel sich zu einer schönen Einheit verbanden, die brennende Sehnsucht nach Freiheit erwecken konnte.

Da liefen die Handelsschiffe der Kaufherren aus und ein, beladen mit wertvoller Fracht, die niederländischen Schiffskapitäne mit ihren federgeschmückten, abenteuerlichen Hüten und die alten Seebären von Matrosen mit ihrem wiegenden Gang, der dem Schaukeln einer Fregatte glich, gingen hin und her, Gaffer standen zu jeder Zeit am Hafen und hielten Maulaffen feil – und sie alle waren freie Leute!

Den armen Häftlingen im Schuldturm mußte bei solchem Ausblick das Herz brennen vor Freiheitsdurst.

Kein Wunder, wenn Rembrandt an dem eisernen Gitterwerk des kleinen Fensters rüttelte in ohnmächtigem Grimm. Wenn eine maßlose Wut in ihm tobte gegen die Niedertracht der Ratsherren, besonders der Vermeulen, die letzten Endes an diesem vermaledeiten Zustand schuld waren, gegen die Krämerseelen von Gläubigern, die ihn in die Haft gebracht hatten, wegen einer Schuldsumme, die doch nur eine Geringfügigkeit zu der Summe bedeutete, die ihm für das Gildenbildnis zugesagt worden war.

Wie lange würde er nun hier sitzen können?

Man konnte verrückt werden. Und dabei noch die Sorge um Saskia! Himmel und Teufel!

Er wußte, daß sie krank lag, und Tom Drews, der alte Schuldturmwächter, hatte ihm neulich erst mit einem fatalen Leichenbittergesicht berichtet, wie schlimm es um die Geliebte stand.

Herrgott, wenn man doch diese Eisenstäbe zerbrechen könnte! Wenn man zum Fenster hinauskönnte!

Wütend umklammerte er die Stäbe mit den Fäusten. Sie saßen fest, unbeweglich, wie verwachsen mit dem Mauerwerk. Er stieß einen lästerlichen Fluch aus. Die Arme schmerzten ihm. Er ließ sie heruntersinken.

„Saskia! Saskia!" stieß er zwischen den Zähnen hervor.

Grauenvolle Vorstellungen peinigten sein Hirn.

Da fuhr er herum.

Schlurfende Schritte vor der Tür. Er stemmte den Rücken gegen die Wand. Ein wilder Gedanke hatte ihn gepackt. Ganz plötzlich. Alles auf eine Karte setzen! Schluß machen mit dem Elend hier! Heraus mußte er — um jeden Preis. Jeder Versuch mußte gewagt werden! Wenn jetzt Tom Drews kam, um ihm das bescheidene Stück Brot zu bringen und den Krug frischen Wassers — dann — dann mußte es geschehen! Drews war ein alter Mann — den hielt er fest — oder schlug er nieder! Den sperrte er hier ein! Und dann hinaus! Vielleicht würde man ihn draußen erwischen — vielleicht auch nicht. Die Leute hier waren sorglos. Die beiden Wachsoldaten vor dem Turm rannte er über den Haufen! Er hatte ja nichts zu verlieren, er hatte nur zu gewinnen! Aber heraus aus dieser Teufelszelle mußte er! Hinaus in die goldene Freiheit, die wie zum Hohn durch die Fenster winkte und lockte.

Heraus!

Er stemmte die Füße fest an. Die Muskeln der Arme angespannt. Bereit, sofort zuzuspringen.

Der Schlüssel rasselte im Schloß.

Nun knarrte die Tür. Seit Jahren mochten die Angeln nicht geölt worden sein. Rembrandt sprang vor. Seine Faust griff nach vorn — griff an eine zitternde Kehle — wollte zudrücken — da taumelte er zurück. Eine wütendlachende Stimme rief:

„Der Meister Maler geht auf's Ganze, Kreuztürken! Ich kann's ihm nicht verdenken."

Rembrandt fielen wie mit einem Schlage die Arme herab. Ihm war, als fiele mit einemmal sein ganzer Körper zusammen.

Vor ihm standen ten Zerkaulen — und neben ihm der Fürst von Oranien!

Er hatte ihn sofort schon an der Stimme erkannt.

Der Bürgermeister rieb sich verlegen den Hals.

Es gab keine Flucht mehr. Es gab nur Vernehmung, Gericht, Urteil!

Groß starrte er die Herren an.

„Er hat wirklich einen guten Griff, der Rembrandt;" sagte ten Zerkaulen. „Alle Hochachtung vor ihm!"

Aber dabei lachte er aus vollem Halse, daß es in dem öden Raum widerhallte. Rembrandt Blut begann zu strömen, sein Herzschlag belebte sich. So sehen keine Richter aus! Die lächelnde Freundlichkeit dieser Mienen war weit von richterlicher Strenge entfernt.

Und der Fürst? Herrgott, war ihm der junge Fürst nicht immer wohlgesinnt gewesen? Hatte er nicht selbst in diesen ewig langen Tagen der Qual den Gedanken gehabt, den Fürsten um seine Verwendung für seine Sache zu bitten?

Und nun — war er da! Es war wie ein Wunder!

Hans Friedrich trat lächelnd näher.

„Gott zum Gruß, junger Meister!"

Er streckte ihm mit der ihm eigenen, ganz unfürstlichen Geste der Herzlichkeit die Hand entgegen.

„Da find ich Euch in einer verteufelt unangenehmen Lage, wie? Aber bei Künstlern ist man ja an Überraschungen gewöhnt."

„Hoheit, es ist eine ungerechte Sache", stieß Rembrandt hervor.

Er hatte sich wieder gefaßt und war entschlossen, die Chance sofort auszunutzen.

„Weiß schon, mein lieber Rembrandt", unterbrach ihn der Fürst wohlwollend und nickte ihm zu. „Bin schon vollkommen im Bilde. Nun — auch die Amsterdamer Suppen werden nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht werden, mein lieber, junger Freund. Aber davon nachher. Vorher möchte ich das mit Euch besprechen, was mir besonders am Herzen liegt und weswegen ich hierher gekommen bin."

Rembrandt machte ein verblüfftes Gesicht. ten Zerkaulen schmunzelte vergnügt.

„Ich muß nämlich an eine würdige Fortsetzung der Bildergalerie meiner erlauchten Ahnen denken. Mein großer Bruder Moritz — Ihr habt ihn wohl auch noch gekannt — soll in dem großen Schloßsaal hängen. Es muß ein gutes, der nationalen Größe meines Bruders angemessenes Bild sein. Ich wüßte keinen in den Niederlanden, dem ich diesen Auftrag übergeben könnte als Euch. Die Pariser Maler sind mir zu leichtfertig und oberflächlich in ihrer Malweise, die Nürnberger zu schwer und philosophisch, und die Italiener haben keine Ahnung, wer mein toter Bruder war. Ihr, Rembrandt, Ihr könntet es. Es sind genug mehr oder weniger gelungene Porträts von ihm vorhanden, die Euch als Unterlage dienen könnten."

Rembrandt blickte den Fürsten an, als sähe er den Herrgott hinter den weißen Wolken.

„Traut Ihr es Euch zu?" fragte dieser launig.

„Hoheit, Ihr scherzet nicht?"

„Und dann sind verschiedene meiner Bilder aus der Galerie von der Zeit übel mitgenommen worden. Da müßte einmal nach dem Rechten gesehen und die Beschädigungen sachgemäß in Ordnung gebracht werden. Es wird eine längere Arbeit sein. Aber sie wird sich belohnt machen. Das Haus Oranien hat seine Künstler nie wie Krämer bezahlt. Überdies haben am Hof verschiedene Damen und Herren den Wunsch, sich malen zu lassen."

Er zwinkerte, belustigt von Rembrandts Gesicht, in dem sich Begeisterung, Freude, Unglaube und Gläubigkeit in sonderbar groteskem Gemisch widerspielten, mit den Augen.

„Nun, wie gefällt ihm die Sache?"

Rembrandt stammelte:

„Es wär' ein Märchen. Malen können — Geld verdienen — haha." Er lachte wie ein Knabe. Jäh und zornig.

„Aber das geht ja nicht!"

„Wie? Nun, Er wird in mein Schloß übersiedeln müssen, natürlich!"

„In Ihr — aber ich bin ja gefangen, Hoheit! Ich habe Schulden! Ich —"

Er brach ab.

„Ja, das muß natürlich erst geordnet werden", lachte der Fürst.

„Ich habe gehört, daß Eure Schulden weniger groß sind als Euer Genie — Gott sei Dank! Mein verehrter und Euch zugetaner Mijnherr ten Zerkaulen wird das erledigen. Ich habe nämlich auf dem Wege nach hier — hm — bereits ein Geschäft mit Euch abgeschlossen und bin in Eurer Schuld —"

Rembrandt blickte fragend und ziemlich ratlos drein. Er verstand nicht recht, was der Fürst meinte. Der fuhr schnell fort:

„Ich habe nämlich ein Bild aus Eurem Atelier gekauft. Die Schützengilde."

Rembrandt zuckte zusammen.

„Hoheit!"

„Es ist ein vortreffliches Bild, so wie es ist. Da der Amsterdamer Rat nicht das nötige Verständnis dafür aufbrachte und Euch den Betrag für das Kunstwerk vorenthielt, habe ich es für die Stadt gekauft, damit sie sich an gute Bilder gewöhnt. Ein Landesvater muß zuweilen die Fehler seiner Landeskinder gutzumachen verstehen. In diesem Falle hat sich zu Euren Gunsten der Betrag noch um einiges erhöht. Mijnheer ten Zerkaulen wird ihn Euch auszahlen. Es bleibt Euch nach Abzug der Schulden noch ein hübsches Sümmchen, Herr Meister. Wie wär's, wenn Ihr Euch in Zukunft Hofmaler des Hauses Oranien nennen würdet?"

Rembrandt stürzte vor und umklammerte die Hände des Fürsten. Im Innersten aufgewühlt von dessen Worten, die mit einem Schlag die Mauern dieser dumpfen Zelle auseinanderrissen und Freiheit, goldene Freiheit hereinströmen ließen, von der er noch vor einer halben Stunde mit Inbrunst geträumt hatte.

(Fortsetzung folgt.

Fahrt mit der „Bertha".

Werkserzählung von Georg A. Oedemann.

Vor dem Lokomotivschuppen war es abends ein bewegtes Bild, wenn die Maschinen von der Kippe kamen. Ich stand manchmal neugierig dort und sah dem Treiben zu, weil es mich fesselte. Eines Tages kam natürlich der Maschinenmeister auf mich zu und fragte, was ich für ein Maulaffe sei?

Ich bedankte mich höflich und meinte dummerweise, daß so eine verdammte Hitsche draußen bei Holtenau mein Handwerk gewesen sei. Erst wollte er's meinem neunzehnjährigen Gesicht gar nicht glauben; ich kam vom Wipperboden oben runter, und was versteht ein Wipper vom Dampf und seiner Nutzanwendung! Na, ich bin damals noch ein rechter Angeber gewesen und habe mit Fachausdrücken nur so um mich geworfen, und mit meiner Heizer- und Maschinistenprüfung habe ich mich gespreizt wie ein Pfau. Dem Mann muß das aber gefallen haben, denn schon am andern Morgen sagte ich meinen Brüdern vom Wipperboden adjüs und ging mit geblähten Segeln ins Maschinenhaus, wo ein Heizer ausgefallen war.

Nun ist's ja wahr, solch ein eisernes Tier will mit Liebe umhegt und gepflegt sein. Mit einem verdreckten Injektor kriegst du keinen Tropfen Wasser in den Kessel und wenn auf Lagern und Pleuelstangen die Schicht mit 'nem Spachtel abgehoben werden kann, dann nützt auch die beste Ölkanne nichts.

Die „Bertha" war in einem sündhaften Zustand. Und weil der Heizer für alle diese Dinge verantwortlich war, darum mußte die Lokomotive wohl oder übel erst mal einen Tag in der Buxe bleiben. Ich tat, was in meinen Kräften stand, und als ich abends aus dem Eisen herauskroch, war ich kaum einem Menschen mehr ähnlich. Die „Bertha" aber lachte aus einem frischen, neugewaschenen Gesicht. Mein Maschinist besah sich die Sache und schien zufrieden.

„Na, da können wir morgen anlegen, Clemens?"

„Ich glaube, ja!" war meine selbstzufriedene Antwort. Er nickte mir zu:

„Keine acht Dinger kriegten wir mehr drauf! Teufel nochmal!"

„Die Heizrohre waren verstopft wie eine Schnupfennase! Aber morgen schaff ich dir fünfzehn Atmosphären, wenn du es haben willst!"

„Wie du denkst, mein Sohn", erwiderte er lachend. —

Am anderen Morgen trieb es mich schon um fünf zu meiner „Bertha". Ich legte ihr ein hübsches Feuerchen auf, und bald sangen die Dämpfe ihr summendes Lied. Der Manometerzeiger begann zu zittern, als traue er dem Frieden nicht, dann aber kroch er doch mit gemächlicher Ruhe über die Eins hinaus, kletterte und kletterte, und ich beobachtete mit heimlichem Triumph diese stolze Tatsache.

Nun war der Bauch der Maschine voll Dampf. Bis auf neun Atmosphären hatte ich es gebracht. Dann begann plötzlich ein verdächtiges Pfeifen und Zischen, ich wußte zuerst nicht, wo es herkam; alles war gut abgedichtet, aber irgendwoher kam das fremde, feindliche Fauchen. Mir fing die Sache an, ungemütlich zu werden, und ich verwünschte mein Großmaul. Nicht für 'nen Taler wollte ich wieder Heizer werden, und nun saß ich auf der „Bertha" und spuckte verdrießlich in die Kohle.

Ja, Kohle, das war es! Ich wollte ihr schon einheizen, daß ihr die Mucken vergingen. Neun Atmosphären! Beschämend war es! Wo nur das Zischen herkam. Das Zischen war das ganze Geheimnis, warum der Zeiger so stur auf der Neun hängen blieb. Voll Ingrimm riß ich die Feuertür auf, und da sah ich die Bescherung. Die Heizrohre waren undicht. Das Kesselwasser floß nur so in mein schönes Feuerchen. Im Bremswinkel war eine Bank. Dort knallte ich mich hin, restlos erschlagen.

Zu allem Überfluß kam nun auch der Maschinist und grinste herauf zu mir: „'n Morgen, Clemens! Na, wie steht's?"

Ich muß wohl einen recht trostlosen Eindruck auf ihn gemacht haben. Er schwang sich herauf, guckte nach dem Manometer, prüfte den Wasserstand, sah mich an mit einem verwunderten Blick. „Na, Mensch, das geht doch in Ordnung! Neun Dinger, das übertrifft meine kühnsten Erwartungen!"

„Guck nur ins Feuerloch!" stöhnte ich. Er tat es und kratzte sich dann hinter den Ohren. „Hm, das habe ich mir doch gleich gedacht, das ist eine Sache, weißt du!"

„Ja, eine Sache!" knurrte ich. Dann lachte er wieder.

„Hilft alles nicht!" Abblasen! Bördeln!" — „Glaub' ich!"

Er klopfte mir auf die Schulter. „Mensch, das ist doch kein Beinbruch! Ich habe am Zylinder noch was zu tun, du hilfst mir bis Mittag, dann bördelst du die undichten Siederohre!"

So machten wir es dann auch. Nach Mittag kroch ich mit Bördeleisen und Hammer in die heiße Feuerbuchs und hämmerte hurtig drauf los. Es war eine höllische Arbeit, aber sie gedieh. Der Maschinenmeister steckte einmal seinen Kopf herein und nickte mir zu, was wie eine Anerkennung schien.

Die „Bertha" lief am andern Tag wie geschmiert. Nun war es schon eine Lust, Heizer zu sein. Wir fuhren hinaus nach dem Tagbau unseres Braunkohlenbergwerks. Sechs große Kipploren hingen an der Maschine. Wir schoben die Wagenschlange unter den Bauch des großen Abraumbaggers. Der krächzte und brüllte. Mit seinen Schaufelzähnen fraß er die liebe Erde tot, und in wenigen Minuten waren die Wagen gefüllt.

Die Fahrt nach der Kippe, wohin wir den Abraum zu bringen hatten, war ein Kunststück für sich. Zu einer unserer Seiten gähnte der tiefe Grund der braunen Kohle. Wenn der Regen den Boden aufgeweicht hatte, gaben die Schienen dem Bärendruck unserer wacklichen Fuhre rücksichtsvoll nach, und „Bertha" neigte sich manchmal bedenklich auf die Seite. Ich hatte mich bald an diesen Zustand gewöhnt, und es machte uns beiden Menschen auf dem Führerstand zuweilen Spaß, sprungbereit die gefährlichsten Klippen zu nehmen.

Sonst war es eine gute Zeit. Wir vertrugen uns ausgezeichnet, mein Maschinist und ich. Unsere „Bertha" gab sich Mühe, sie war ein kluges, kreuzbraves Tier. Doch war die ganze Zeit eine gewisse Unruhe in mir. Der vorige Heizer ging mir nicht aus dem Sinn. Sie hatten ihn im Tagebau angelegt. Ich sagte einmal zu meinem Maschinisten: „Den Will habe ich verdrängt, das ist mir nicht recht!"

Der Maschinist lachte: „Du oder ein anderer, das spielt keine Rolle. Ich konnte ihn nicht brauchen. War ja alles beim Teufel, wie du weißt! Und mit 'ner kranken Hitsche schaff' mal achtzig Wagen Abraum im Tag!"

„Hm —", machte ich. Und der Maschinist sagte abschließend:

„Natürlich hat er 'ne Wut auf mich! Aber Schwamm drüber!"

Wir hatten Nachtschicht. Unser Zug zischte funkensprühend durch die Dunkelheit. Und da geschah es, daß wir beide gleichzeitig zusammenfuhren. Kaum dreißig Meter vor uns lag etwas auf den Schienen — — —

Ich stürzte nach dem Bremshebel. Der Maschinist warf den Regulator zurück und gab Gegendampf. Die „Bertha" schrie wie ein getretener Hund. Die Wagen polterten zusammen und drückten mächtig von hinten. Zum Glück waren sie leer, und wir brachten den Zug kurz vor dem Hindernis zum Stehen. Eine Schwelle lag über den Schienen. Sie war von einem nahen Schwellenstoß herunter genommen.

Nun lebten wir damals, es war kurz nach dem Krieg, in großen Baracken, die auf dem Kohlengelände standen. Mein Maschinist ging mit dem Schachtmeister, der inzwischen herangekommen war, in Richtung der Baracken fort. Ich brachte den Zug währenddessen auf ein Nebengleis und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Der Schreck lag mir noch in allen Gliedern.

In dieser Nacht kam nur der Schachtmeister. Er hieß mich einfahren. Am andern Tag kam der Maschinist wieder. Er hatte den andern im Bett angetroffen und herausgezerrt. Dann haben sie sich die Fäuste ins Gesicht gesetzt, und wenn dem Will auch nichts nachzuweisen war; die beiden haben sich ein Veilchen aufs Auge gesetzt, und die Geschichte war damit aus der Welt.



Bunte Chronik



Wer ist der reichste Mann der Welt?

Wenn man von dem reichsten Mann der Welt spricht, so denkt man selbstverständlich an Rockefeller oder an Morgan. Oder aber an irgend einen von den sagenhaft reichen Maharadschas Indiens. Nur wenige wissen, daß in Wirklichkeit an die Spitze der reichsten Leute der Welt das Oberhaupt der Familie Mitsui in Japan gesetzt werden müßte. Die Familie Mitsui gehört zu den ältesten Geschlechtern Japans, was Ansehen, Tradition und Einfluß betrifft.

Der erste Träger dieses Namens wird noch vor der Entdeckung Amerikas in japanischen Chroniken genannt. Als 200 Jahre später ein Mitsui Hachirobei seine Augen schloß, hat er den Grundstein zu einem Handelsunternehmen gelegt, der über reiche Gruben, Reedereien, Plantagen und Baumwolle verfügte. Das heutige Oberhaupt der Familie ist Baron Hachiroemon. Sein Einfluß geht aber weit über die Grenzen des Landes hinaus. Nicht nur in Asien, sondern sogar in Australien und den Vereinigten Staaten.

In Tokio hat die Generaldirektion des Riesenunternehmens ihren Wohnsitz. Dort steht noch das Warenhaus, das vor 200 Jahren gegründet worden ist in der selben Form. Andererseits ist der Konzern nach neuesten Errungenschaften der Werbekunst und Organisation eingerichtet. Eine Vorstellung von der Größe des Unternehmens gibt die Zahl der 80 000 Angestellten des Mitsui-Konzerns. Die Höhe des Privatvermögens der Familie Mitsui ist selbstverständlich nicht bekannt. Sachverständige schätzen es jedoch höher, als das eines Rockefeller.

*

Ein neuartiger Weltrekord.

Die John Tarleton-Hochschule für Landwirtschaft in Stephenville (Texas), braucht nicht mehr hinter anderen amerikanischen Hochschulen zurückzustehen; denn auch sie zählt jetzt einen Weltmeister zu den ihrigen, und dazu noch einen ganz neuartigen. Der Student Bill Gay Kinnerly aus Brady (Texas) erzielte nämlich bei einem Wettbewerb im Tabaksaftspucken eine geradezu erstaunliche Leistung, indem er über eine Distanz von acht Metern ins Zentrum einer Zielscheibe „traf" und damit alle bisherigen Rekorde zunichte machte.



Lustige Ecke





Was sich ereignete, als die Köchin den Kuchen verlor.

Gelehrter zum Ehrenkopfjäger ernannt.

Das Rockefeller-Institut hat vor einiger Zeit einen jungen Gelehrten, Dr. Christoph Haimendorf, in die wildeste Gegend von Assam, an die Grenze von Tonking und China entsandt, um dort völkerkundliches Material zu sammeln. Dem jungen Gelehrten ist es gelungen, sich dem Eingeborenenstamm, der Nagas, anzuschließen und sein Vertrauen zu gewinnen. Es stellte sich heraus, daß die Nagas Kopfjäger sind. Sie überfallen friedliche Dörfer, morden die Einwohner und schneiden ihnen die Köpfe ab, die sie als Trophäen behalten. Selbstverständlich konnte der Europäer an solchen Streifzügen nicht teilnehmen, als Achtung vor ihm haben die Nagas ihm eine Art Titel verliehen, den man ungefähr mit Ehrenkopfjäger übersetzen kann. Während einer Festlichkeit anläßlich eines großes Sieges über einen feindlichen Stamm gelang es dem mutigen jungen Mann, photographische Aufnahmen zu machen, die von unschätzbarer wissenschaftlicher Bedeutung für das Rockefeller-Institut sein können.



Rätsel-Ecke



Rätsel.

Sogar der Aermste nennt mich sein!
Verstellst du mich, werd' ich zu Stein;
Schon jeder Leser ging hinein.

*

Scherz-Rätsel.

Welcher Stand hat keinen Platz?
Wo läuft abends jede Katz'?
Wo beginnt die Ewigkeit?
Was tut's Kindchen, wenn es schreit?
Welches Faß ist stets von Glas?
Womit endet wohl der Spaß?

*

Ergänzungs-Aufgabe.

Die Striche nachstehender Wörter sind durch Hinzufügen je eines Anfangs- und Endbuchstabens zu ersetzen. Bei richtiger Lösung geben die Anfangs- und Endbuchstaben das bekannt, was wir unsern Lesern wünschen:

— br —, — bi —, — es —, — ug —,
— oh —, — la —, — eb —, — rt —,
— ek —.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 89

Mosaik-Aufgabe:

Ein Haus ohne Kinder gleicht
einem Fenster ohne Blumen.

(Otto Bromber.)

*

Viereck-Rätsel:

P	R	I	M	A	N	E	R
H	A	N	N	O	V	E	R
H	O	L	S	T	E	I	N
B	R	O	M	B	E	R	G
C	U	X	H	A	V	E	N
O	E	L	F	A	R	B	E
O	B	S	T	B	A	U	M
B	I	R	N	B	A	U	M

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg